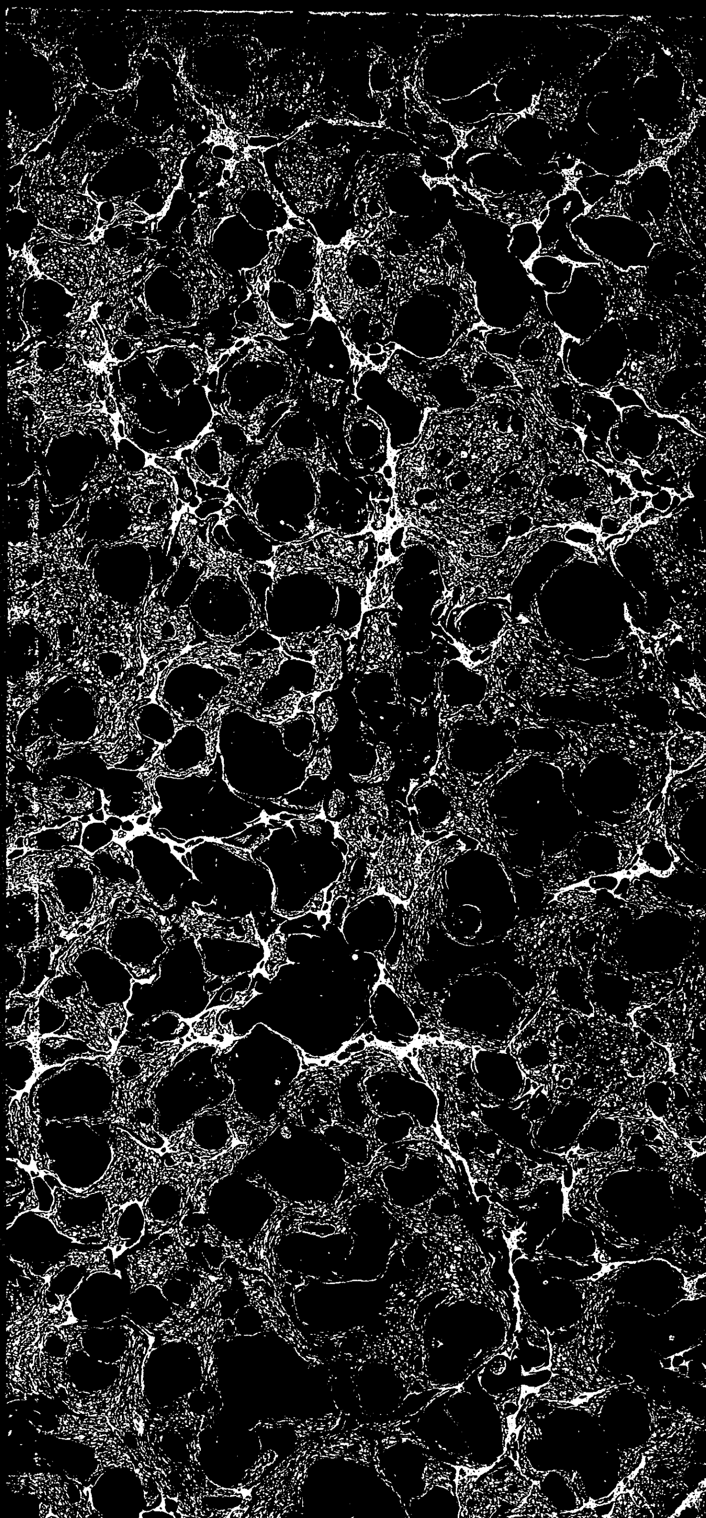


II. Serie.

Hefte für evangel. Weltanschauung und christl. Erkenntnis.

Nr. 4.

Vorsehungsglaube und Naturwissenschaft.

Ein Vortrag

von

D. Otto Kirn,

Professor der Theologie in Leipzig.



Gr. Lichterfelde-Berlin.

Verlag von Edwin Runge.

Hochgeehrte Versammlung!

Der Vorsehungsglaube ist der Christenglaube in seinem Alltagsgewand. Keines der Feste des Kirchenjahres hat ihn zu seinem Gegenstand. Keine der großen Lehrentscheidungen der Kirche hat sich mit ihm ausdrücklich beschäftigt. Darum scheint ihm nicht im Heiligtum, sondern höchstens im Vorhof des christlichen Glaubens eine Stelle zu gebühren. Und doch hat er für das praktische Christentum die allergrößte Bedeutung. Er trägt die Gewißheit der Nähe und Liebe Gottes, wie wir sie aus dem Gang seiner Heilsoffenbarung gewinnen, in unser tägliches Leben hinein und leitet uns an, in dessen großen und kleinen Erfahrungen Gottes Hand zu erkennen. Er erhellt die Zukunft, die vor uns allen im Dunkel liegt, mit dem Licht seiner Zuversicht. Er macht furchtlos in der Gefahr; denn nicht das Wüten feindseliger Gewalten entscheidet den Ausgang sondern Gottes väterlicher Rat. Er tröstet im Leid und lehrt uns sprechen: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Er macht uns im Gelingen unserer Arbeit demütig und dankbar und fügt so zu dem sichtbaren den unsichtbaren und unvergänglichen Gewinn. Auch für den Träger einer Krone giebt es auf der Höhe weltgeschichtlichen Erfolgs kein schöneres Wort als die Botschaft, die unser verewigter erster Kaiser am Tage von Sedan an seine Gemahlin sandte: Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Im Vorsehungsglauben liegt die Probe unserer christlichen Frömmigkeit. Darum hat er auch im kirchlichen Lied einen besonders innigen und kraftvollen Ausdruck gefunden. Wie viel Trost und Zuversicht hat allein Paul Gerhardts „Befiehl du deine Wege“ durch Jahrhunderte den Herzen zugesprochen und wie viel Ergebung und Hoffnung hat die christliche Gemeinde mit seinen Worten zum Ausdruck gebracht!

Allein nicht bloß auf die Herrlichkeit und Größe des christlichen Vorsehungsglaubens möchte ich in dieser Stunde Ihre Blicke richten, sondern vor allem auch die Schwierigkeiten beleuchten, die sich seiner

Behauptung und Durchführung zumal in unserer Gegenwart in den Weg stellen. Diese Schwierigkeiten sind nicht durchweg neu. Ihre Erörterung begegnet uns ebenso in der Literatur des Altertums wie in derjenigen der Neuzeit. Zu allen Zeiten haben die Menschen gefragt: Warum geht es in der von der Gottheit regierten Welt so ganz anders zu, als wir es erwarten möchten? Woher die Summe der Übel, die Macht des Bösen, die Fülle von Ungerechtigkeit? Schon die Propheten und Weisen Israels haben diesen Anstoß empfunden und die Philosophen der griechisch-römischen Welt haben daran ihre Kraft versucht. Große Katastrophen, wie das Erdbeben von Lissabon, ausgebreitete Hungersnöte und verheerende Epidemien haben die Frage von Zeit zu Zeit aufs neue zur Verhandlung gestellt und haben Tausende in ihrer optimistischen Weltbetrachtung erschüttert*).

Das alles ist, wie gesagt, nicht neu, und es hat den religiös begründeten Vorsehungsglauben nicht zu entwurzeln vermocht. Dagegen ist es eine relativ neue Erscheinung, daß diese alten Zweifel an Gottes Vorsehung in der naturwissenschaftlichen Denkweise einen mächtigen Verbündeten gefunden haben, der sie mit der geschlossenen Schar exakter Forschungsergebnisse zu unterstützen verspricht. Inwieweit es sich hierbei um wirkliche Ergebnisse der Naturforschung oder nur um vorschnelle Erweiterung und Verallgemeinerung von solchen handelt werden wir später zu prüfen haben. Thatsache ist jedenfalls, daß die großen Fortschritte der Naturwissenschaft seit dem Ende des 18. Jahrhunderts und ihre weittragenden, auch dem Ungelehrten imponierenden technischen Konsequenzen eine Lage geschaffen haben, in welcher der religiöse Glaube überhaupt und der christliche Vorsehungsglaube insbesondere größere Widerstände als früher zu überwinden hat. In weiten Kreisen hat die Meinung Boden gewonnen, wahre Wissenschaft sei doch nur die Naturwissenschaft allein; ihre Methoden müßten auf allen Gebieten ungeahnte Erfolge bringen und wer zuverlässige Antwort auf die Rätselfragen unseres Daseins begehre, der müsse sich an sie und an sie allein wenden. Wurde dadurch schon der Glaube in den Hintergrund gedrängt, so erwuchs ihm ein noch mächtigerer Gegner in der ganzen Stimmung, welche den glänzenden Aufschwung der Naturwissenschaft und Technik begleitete. Die Religion ist nie eine Sache für die Zufriedenen und Satten gewesen, sie hat sich jederzeit an die

*) Vgl. W. Lütgert, Die Erschütterung des Optimismus durch das Erdbeben von Lissabon. Beitr. z. Förd. christl. Theologie. 5. Jahrg. 3. Heft. 1901.

von der Welt Unbefriedigten, an die Hungernden und Dürstenden gewendet. Und das Christentum verschärft diese Bedingung für seine Aneignung, indem es zwar kein Maß von Kraft und Wissen, wohl aber jedes selbstzufriedene Kraftbewußtsein und jeden selbstgenügsamen Wissensstolz ausschließt. Was sollte nun aber das Evangelium von Gottes weltregierender Macht und Liebe einem Geschlecht bedeuten, das sich im stolzen Bewußtsein eines selbsterrungenen Fortschritts stark fühlte und dem für sein beharrliches Forschen und seine kühnen technischen Unternehmungen kein Problem zu schwer und kein Ziel zu hoch erschien? Der Traum der fortschreitenden Daseinserhöhung durch Kultur und Technik läßt das Verlangen nach Gott und das kindliche Vertrauen auf seine schützende Vorsehung als eine unberechtigte und entbehrliche Sentimentalität erscheinen.

Wenn wir darum die Hemmnisse erwägen wollen, welche dem christlichen Vorsehungsglauben aus der Naturwissenschaft erwachsen sind, so werden wir unsern Blick nicht auf die Ergebnisse der Naturforschung selbst beschränken dürfen; wir werden vielmehr auch diese Nebenerfolge beachten müssen, die ihre Entwicklung in der Denkweise und Stimmung weiter Kreise hervorgebracht hat. Und wir müssen dabei von vornherein mit der Möglichkeit rechnen, daß sich als der eigentliche Gegner des Vorsehungsglaubens nicht die Naturwissenschaft selbst herausstellt sondern eine sehr unwissenschaftliche und mißbräuchliche Verwertung ihrer wirklichen Ergebnisse.

Indem wir dem Verhältnis des Vorsehungsglaubens zur Naturwissenschaft in diesem Sinne weiter nachgehen, wollen wir I. die Einwendungen der naturwissenschaftlichen Denkweise kennen lernen, II. ihre Tragweite prüfen und III. uns von der Begründung unseres Glaubens an Gottes Vorsehung Rechenschaft geben.

I.

Ein ernstes Hemmnis für den christlichen Vorsehungsglauben sehen manche schon in dem grenzenlosen Weltbild, das die astronomische Wissenschaft uns erschließt. Unsere Erde ist der physikalischen Betrachtung nicht der Mittelpunkt des Weltalls, sondern einer unter Myriaden von Sternen, die im ungeheuren Weltraum ihre Bahnen beschreiben. Ist es da nicht vermessen, wenn wir für den kleinen Schauplatz unseres Lebens eine Bedeutung für den großen Lenker des Weltalls in Anspruch nehmen? Was wir ferner über die Geschichte

unseres Planeten vermuten können, das läßt die Existenz der Menschheit als eine überaus kurze Zeitspanne erscheinen. Was wollen gegenüber den Millionen von Jahren, welche die Bildung der großen Steinkohlenlager erfordert haben mag, die wenigen Jahrtausende bedeuten, über welche die geschichtlichen Denkmäler uns Auskunft geben? Selbst die ältesten babylonischen Ausgrabungsfunde sind, mit jenen langen Zeiträumen verglichen, erst von gestern her. Wir müssen uns in der That daran gewöhnen, das, was wir recht volltönend die „Weltgeschichte" zu nennen pflegen, als eine kleine Episode des Geschehens in einer kleinen Provinz des Weltraums zu betrachten. Dürfen wir trotzdem an dem Glauben festhalten, daß nicht bloß die Geschichte der Menschheit im ganzen, sondern auch die Lebensschicksale ihrer einzelnen Glieder ein Gegenstand der Teilnahme und Fürsorge Gottes sind?

Wir müssen zugeben, daß angesichts dieser Größenverhältnisse jede Analogie menschlicher Regierungsthätigkeit versagt, wenn wir uns ein anschauliches Bild von Gottes Leitung der Welt zu machen versuchen. Und doch dürfte der Gedanke an die unermeßliche Ausdehnung des Reichs der göttlichen Vorsehung, weit entfernt den frommen Glauben auszuschließen, demselben erst recht zur Belebung und Vertiefung dienen. Kann es denn den echten Glauben befremden, wenn die Naturforschung ihm zeigt, daß Gottes Werke unfaßbar groß sind und der Mensch mit ihnen verglichen verschwindend klein? Hat nicht schon der Prophet gesagt: Die Völker sind geachtet wie ein Tropfen am Eimer und wie ein Stäubchen an den Wagschalen. Alle Völker sind vor ihm nichts. (Jes. 40, 15. 17.) Und spricht nicht im Blick auf dieselbe Größe des Weltalls der Psalmist: Wenn ich sehe den Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: was ist der Mensch, daß du sein gedenkest und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst? (Psalm 8, 4 f.) Sollten wir, nachdem uns der Blick in viel weitere Fernen der Schöpfung erschlossen ist, ihm das nicht erst recht nachsprechen können? Solche Erwägungen mögen wohl dem aufgeblasenen Selbstgefühl des modernen Menschen peinlich sein, der Religion sind sie nicht gefährlich. Wenn wir Grund haben, diesen niederdrückenden Erwägungen die Thatsache entgegen zu stellen, daß Gott dennoch sich der Menschheit angenommen hat, um sie aus dem Dunkel zum Licht, aus der Verlassenheit im grenzenlosen Weltall zur Gemeinschaft seiner Liebe emporzuführen, so kann dies alles unsere Vorstellung von der Macht und Größe dieser Liebe nur erhöhen.

Viel gewichtiger sind die Einwendungen, die sich an den inneren Zusammenhang des Naturgeschehens knüpfen. Wir können sie in drei Worte zusammenfassen: Mechanismus, Evolutionismus, Fatalismus.

Zuerst der Mechanismus der Natur. Wo die Forschung in den Gang des Naturgeschehens eindringt, da findet sie eine unverbrüchlich geltende Gesetzmäßigkeit. Eine unzerreißbare Kette notwendiger Verknüpfungen stellt sich unserem Auge dar, in der die Wirkung an der Ursache hängt und wieder zur Ursache einer ferneren Wirkung wird. Die Glieder dieser Kette können wir zwar nur eine Strecke weit verfolgen, aber auch jenseits unserer Beobachtung müssen wir sie mit gleicher Gesetzmäßigkeit weiter verlaufend denken. Ist die Ursache gegeben, so ist die Wirkung unausbleiblich, es sei denn, daß sie durch eine Gegenwirkung aufgehoben wird. In vielen Fällen aber handelt es sich um Kräfte, gegen die ein nennenswerter Widerstand gar nicht denkbar ist. Wenn sich hoch oben im Gebirge eine Lawine löst und in das bewohnte Thal niedergeht, so wird sie mit unfehlbarer Sicherheit die Bäume und Wohnstätten niederwerfen, die in ihrem Wege stehen. Wenn nach einem freundlichen Maitag, der zahlreiche Knospen und Blüten hervorgelockt hat, eine der gefürchteten Frostnächte eintritt, so wird sie unzählige Blüten und mit ihnen viele Hoffnungen vernichten, ohne daß es einen Weg zu einer irgend umfassenderen Gegenwehr gäbe. In anderen Fällen kann ein befürchteter Erfolg ausbleiben: die einem Menschen zugedachte mörderische Kugel kann ihr Ziel verfehlen, der Blitzschlag, der eine gefüllte Scheune trifft, kann ohne zu zünden zur Erde geleitet werden. Aber auch das geschieht nicht ohne zureichenden Grund. Es ist an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft, die ihrerseits wieder von entfernteren Bedingungen abhängen. Für den nachrechnenden Verstand ist auch hier alles notwendig. Es geschieht, so scheint es, nicht was irgend ein lenkender Wille von Fall zu Fall befiehlt, sondern was unter den gegebenen Umständen geschehen muß und was von lange her vorbereitet und angebahnt ist.

Alles natürliche Geschehen zeigt sich so durch unabänderliche Gesetze beherrscht. Wir finden uns eingespannt in einen unerbittlichen Kausalzusammenhang, den wir nicht durchbrechen können. Bald bringt er das, was wir wünschen, bald das, wogegen wir uns sträuben. Beides geschieht ohne jede Rücksicht auf unsere Empfindungen und

Wünsche, nach dem ehernen Gesetz der Notwendigkeit. Die Natur, die das kindliche Gemüt als eine gütige, dem Menschen freundliche Macht vorstellen möchte, verwandelt sich dem gereiften Verstand in eine starre Maschine, deren Räder sich nach unabänderlichen Gesetzen drehen und deren Hämmer betäubend niederfallen, gleichviel ob sie eine dem Menschen ersprießliche Veränderung hervorbringen oder ob sie ihn selbst verwunden und zermalmen. In dieses furchtbare Getriebe der ungeheuren Weltmaschine sind wir wehr- und hilflos hineingestellt*).

Durch die umfassende Geltung der mechanischen Notwendigkeit soll nun, wie man bald triumphierend, bald bedauernd versichert, der Vorsehungsglaube gänzlich ausgeschlossen sein. Jedes Ereignis ist durch den gesetzmäßigen Zusammenhang der Welt vollständig begründet. Nirgends zeigt sich eine Lücke, durch die ein über der Natur stehender Wille in den Ablauf des Geschehens eingreifen könnte. Neben den unverbrüchlichen Gesetzen der Natur noch eine zweite Ursache des natürlichen Geschehens in Gottes Willen und Wirken anzunehmen, das wäre, so sagt man uns, nicht nur eine müßige und unerweisliche, sondern auch eine widerspruchsvolle Behauptung. Denn zwei verschiedene Begründungen desselben Erfolgs schließen sich aus. Der nachweisliche Mechanismus des Naturgeschehens muß den poetischen Glauben an eine lenkende göttliche Macht verdrängen.

Nun kann man einwenden: Es giebt aber nicht bloß mechanische Bewegung in der Welt. Es giebt auch organisches Leben, das in der freien Schönheit und reichen Mannigfaltigkeit seiner Formen, in seiner Fähigkeit der Selbsterhaltung, Anpassung und Vermehrung den Eindruck der Zielstrebigkeit, der planvollen Anordnung hervorruft. Und da dieser Plan von dem organischen Bildungstrieb der Pflanze oder des Tierkörpers unbewußt eingehalten wird, so muß er seine Quelle in einem schöpferischen und ordnenden Denken jenseits der Natur haben. Allein die moderne Biologie hat es unternommen, auch hier die idealistische Auffassung durch eine mechanische zu ersetzen. Indem sie es für unwissenschaftlich erklärt nach Absichten und Zwecken zu fragen, will sie die Vollkommenheit organischer Wesen als den Erfolg des Zusammenwirkens mechanischer Ursachen begreifen. Individuelle Variation, die aus der frühesten Bildungsgeschichte der Lebe-

---

*) So schildert uns bekanntlich D. Fr. Strauß das wahre Antlitz der Natur in dem Schlußabschnitt des „Alten und neuen Glaubens“.

wesen resultiert, der Kampf ums Dasein, die Vererbung und andere absichtslos wirkende Faktoren verursachen auf durchaus gesetzmäßigem, im Grunde mechanischem Weg eine langsam fortrückende Höherbildung der Organismen. Von der niedrigsten Pflanze, die nur aus einer einzigen Zelle besteht, bis hinauf zum Menschengeist erstreckt sich eine unzerreißbare Kette natürlicher Lebensentfaltung, zu deren Verständnis es keiner Schöpferabsicht und keiner zweckvollen Lenkung bedarf. Kleine Schritte, durch mechanische Ursachen bewirkt, führen in langen Zeiträumen die Organismen zu immer reicherer Mannigfaltigkeit und immer höherer Vollkommenheit. Das ist die einzig zulässige und die voll genügende Deutung der „Welträtsel". Vor ihr muß alles Reden von göttlichen Absichten verstummen. In dem so verstandenen Evolutionismus sehen wir die mechanische Naturerklärung auf höherer Stufe wiederkehren.

Schließlich greift die an der Naturwissenschaft orientierte Denkweise aber noch eine Stufe höher, indem sie auch das geistige und sittliche Leben des Menschen und die Geschichte der Menschheit auf dieselben Faktoren und Gesetze zurückführt, deren Herrschaft die mechanische Welt und der allgemeine organische Lebensprozeß aufweist. Es ist viel zu wenig gesagt, wenn man das geistige Leben der Individuen und der Völker nur durch die Natur bedingt sein läßt. Das ganze Geistesleben ist vielmehr nur die letzte Spitze des Naturprozesses. Zwar schafft die Intelligenz hier mannigfaltigere Entwicklungsbedingungen und damit erweitert sich der Umfang und verwickelt sich der Aufbau der menschlichen Bestrebungen. Aber was ihren Inhalt betrifft, so vermag die Menschenseele keinen Standort oberhalb der Natur zu erreichen. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn wir meinen, unser Wille sei dazu befähigt, selbständig zu werden, sich der Natur zu bemächtigen, den Trieben Schranken zu ziehen und sich so in ein höheres Reich über der Natur zu erheben. Im Menschen wie im Tiere trägt jederzeit der stärkste Trieb den Sieg davon. Verantwortlichkeit und Schuld sind subjektive Maßstäbe, welche die Gesellschaft an das Verhalten ihrer Glieder anlegt, um die ihr nützlichen Handlungen zu fördern, die ihr schädlichen zu unterdrücken. In dem innern Hergang der Willenshandlung haben sie keinen Anhalt. Auch der Verbrecher muß so sein, wie seine Natur es ihm vorschreibt. Die Forderung einer vergeltenden Strafe ist ein grundloses dogmatisches Vorurteil. Man muß den Gesetzesübertreter entweder in geeignetere Entwicklungsverhältnisse versetzen oder ihn unschädlich machen.

Die Geschichte wird durch keine wesentlich anderen Gesetze geleitet als die Natur. Klima, Bodenbeschaffenheit, geographische Lage und namentlich die wirtschaftlichen Zustände bestimmen den Entwicklungsgang eines Volkes. Der Wille zum Frieden oder der Drang zu kriegerischen Unternehmungen hängen von dem Verhältnis ab, in welchem die Volksvermehrung und die Möglichkeit der Volksernährung zu einander stehen. Die großen Herrscher und Staatsmänner sind nur die ausführenden Organe für die instinktiven Regungen der Volksseele. Entdeckungen und Erfindungen, philosophische Systeme und religiöse Ideen verdanken wir nicht dem Genie und der geistigen Arbeit führender Persönlichkeiten, sondern dem Zwang oder der Gunst ökonomischer Bedingungen*). Eine göttliche Leitung der Geschichte giebt es ebensowenig wie eine Lenkung der Naturmächte durch einen allmächtigen Willen. Das ist es, was wir oben der Kürze wegen als Fatalismus bezeichnet haben; genauer gesprochen verstehen wir darunter die naturalistische Auffassung des geistig-geschichtlichen Lebens.

Auf dem Hintergrund dieser Denkweise gewinnen auch die Rätsel der göttlichen Weltregierung, an denen man sich von alters her gestoßen hat, eine sehr einfache Lösung. Katastrophen, Mißernten, Epidemien, Kriege sind die ebenso begreiflichen wie unabwendbaren Wirkungen des Mechanismus, dem wir preisgegeben sind. Wir können gegen sie nichts anderes thun, als sie durch Schutzmaßregeln, so viel als möglich, eindämmen. Was wir nicht ändern können — und dessen wird immer recht viel sein —, das müssen wir mit Resignation tragen, die sich je nach dem Temperament bald fügsamer, bald widerstrebender gestalten wird. Ein ehernes Schicksal herrscht über uns. Das haben schon die Weisen des klassischen Altertums gesehen, bei denen die olympischen Götter mehr und mehr die Leitung der Welt an den Zufall und die Notwendigkeit abgeben mußten. Was wir vor ihnen voraus haben, ist nur, daß wir unser tragisches Los auch wissenschaftlich durchschauen und exakt beweisen können. Kein Wunder, wenn das stolze Bewußtsein des siegreichen Kulturfortschritts jeden Augenblick in Gefahr steht, in den trüben Pessimismus umzuschlagen, der uns sagt: Es giebt keine Ziele, die den Aufwand von Mühe, Arbeit und Schmerzen wert sind, den unser Leben erfordert. Ich lasse

---

*) Vgl. Ottomar Lorenz, Die materialistische Geschichtsauffassung systematisch dargestellt und kritisch beleuchtet. 1897.

statt meiner einen namhaften Arzt reden. Er schreibt: „Die Krankheit der Zeit, die innere Leerheit und geringe Widerstandsfähigkeit gegen Beeinflussung, die reizbare Schwäche hat ihren Grund nicht in körperlicher Entartung, sondern in der ungenügenden Befriedigung des Geistes und Gemüts, welche die heutige Weltanschauung dem Menschen bietet"*).

II.

Sind wir aber wirklich genötigt, diese trostlose Weltanschauung als das unausweichliche Ergebnis der Naturforschung anzuerkennen?

Schon einiges Nachdenken darüber, was Weltanschauung ist und wie sie entsteht, kann uns hier vor dem Betreten eines falschen Weges bewahren. Weltanschauung ist das Urteil über den Sinn des Lebens, das wir uns bilden, nachdem wir einen Überblick über seine mannigfachen Verzweigungen erlangt haben. Ein solches Urteil setzt sich aus mancherlei Faktoren zusammen. Die Wissenschaft spielt dabei allerdings auch eine Rolle, aber keineswegs die entscheidende. Sie kann uns davor schützen, einen allzu raschen Abschluß zu machen und uns nötigen, den Rahmen unseres Weltbilds so weit abzustecken, daß alle gesicherte Erkenntnis darin Raum findet. Aber damit ist über Inhalt und Richtung unserer Weltanschauung noch nicht entschieden. Die Wissenschaft lehrt uns wohl den Zusammenhang der Dinge im einzelnen erkennen, aber das Ziel des Lebens vermag sie uns nicht darzureichen und darum auch seinen letzten Sinn nicht zu erschließen. Viel gewichtiger ist für unsere Gesamtanschauung die persönliche Lebenserfahrung, die wir uns erwerben, die Selbstbeobachtung und die Beobachtung anderer, die Einsicht in den Verlauf und Zusammenhang der menschlichen Bestrebungen, die Erkenntnis der Früchte, die sie bringen und des inneren Ertrags, den sie abwerfen. Darum ist Lebensweisheit eine vom theoretischen Wissen sehr verschiedene Sache. Wir vermissen sie oft bei wissenschaftlich genialen Naturen und wir finden sie bei einfachen Menschen, die zielbewußt und willensstark ihren Weg gehen. Das entscheidende Gewicht legt für die Gestaltung unserer Weltanschauung unsere Gesinnung in die Wagschale. Ob wir naturalistisch oder idealistisch, optimistisch oder pessimistisch vom Gesamtanblick der Welt urteilen, das hängt zuletzt ganz an unserer Gesinnung.

*) A. Landerer, Naturforschung und Weltanschauung. Grenzboten 1897, I. S. 17 ff.

Sie verpflichtet uns einem sittlichen Ideal, einer religiösen Überzeugung, und nachdem wir auf Grund derselben Richtung und Ziel unserer Lebensanschauung abgesteckt haben, ordnen wir das, was wir wissen können, in das so entstandene Gefüge der Weltanschauung ein.

Giebt es aber keine Weltanschauung, die ausschließlich auf der wissenschaftlichen Erkenntnis beruhte, so ist es noch weniger möglich, dieselbe auf die Naturwissenschaft allein zu begründen. Diese ist die Wissenschaft von dem Zusammenhang eines Teilgebietes der Welt. Sie giebt uns keine Maßstäbe in die Hand, um über Recht oder Unrecht menschlicher Bestrebungen zu urteilen. Sie erschließt uns weder das Gebiet des sittlichen Lebens noch das weite Reich der Geschichte. Sie lehrt uns Naturerscheinungen erklären und berechnen, aber damit macht sie uns nur mit dem Boden bekannt, auf dem wir stehen. Daß es über der Natur eine höhere Lebensordnung giebt, das bezeugt uns unser Gewissen. Indem es fordert, daß wir den Naturtrieb in uns selbst dem Gebot der Pflicht unterwerfen, zeigt es, daß die Natur bloß die untere Grenze unserer Lebensbewegung darstellt, während ein Reich mit höheren Gesetzen und Zielen über ihr steht. Und nicht minder weist uns unser religiöses Verlangen darauf hin, den Halt unseres Lebens nicht im Naturgesetz, sondern in einer persönlichen Macht zu suchen, in deren Hand die Naturgesetze Mittel sind für die Erreichung ihrer geistigen Zwecke. Eine Weltanschauung, die das Ganze der Wirklichkeit umspannen soll, in der wir leben, muß darum außer der Natur auch die Sphäre des geistigen Lebens mit enthalten, welche die sittliche Pflichterfüllung und die Religion uns als unsere wahre Heimat erschließt.

Die aufrichtige Hochschätzung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis verpflichtet uns keineswegs zu dem Naturalismus, der ihre Ergebnisse für das Ganze der Wirklichkeit nimmt. Vielmehr müssen wir in diesem eine verkümmerte, am Boden klebende Weltansicht sehen, die außer stande ist, den Willen zu leiten, ihm große Ziele zu stecken und ihn mit der Zuversicht zu ihrer Verwirklichung zu erfüllen.

Aber auch die Tragweite der wissenschaftlichen Naturerkenntnis selbst bedarf einer kritischen Einschränkung. Daß wir den mechanischen Forschungsprinzipien eine weitgehende Umwälzung unseres Verkehrs, unserer Industrie, unserer gesamten äußeren Lebensgestaltung verdanken, ist unbestreitbar. Daß darin ein indirekter Beweis für die Richtigkeit ihrer Voraussetzungen und Methoden liegt, wollen wir nicht

verkennen. Aber daraus dürfen wir doch nicht schließen, daß unsere Naturerkenntnis auch nach innen vollendet sei. Der eigentliche Triumph der Naturwissenschaft besteht darin, daß sie auf Grund sorgsam ermittelter Gesetze eine Berechnung der Naturerscheinungen möglich macht. Sie giebt uns eine Regel in die Hand, nach der wir beim Eintreten eines Vorgangs das Eintreten eines folgenden vorhersagen können. Aber damit lehrt sie uns weder das Wesen dieser Erscheinungen selbst noch die tiefere Art ihres Zusammenhangs verstehen. Wir wissen zwar, unter welchen Bedingungen mechanische Energie in Wärme oder in Licht oder in Elektrizität übergeführt werden kann, aber wir wissen darum noch nicht, was Wärme, Licht, Elektrizität sind. So zuverlässig und fruchtbar die naturwissenschaftliche Rechnung ist, sie ist darum doch vielfach eine Rechnung mit unbekannten Größen. Sie lehrt uns die Formen des Weltgeschehens kennen, ohne uns darum auch seinen Inhalt zu erschließen. Die einzige Kraft, die wir nicht bloß von außen her, sondern einigermaßen auch von innen heraus kennen, ist nach wie vor unser Wille.

Aber auch die Verknüpfung der Ereignisse erschließt uns die exakte Naturforschung immer nur zum Teil, ohne das vielverschlungene Geflecht des wirklichen Geschehens bis auf den letzten Zug zu entwirren. Schon in dem Gebrauch des Wortes Ursache liegt regelmäßig eine Abkürzung und darum eine Ungenauigkeit. Keine Wirkung hat bloß Eine Ursache. Wenn eine Kugel ein Brett durchschlägt, so ist das nicht bloß die Wirkung des zur Entzündung gebrachten Pulvers; auch die Härte des Geschosses, das Maß des Widerstands, den die Luft entgegensetzt oder den das als Zielscheibe dienende Holz zu leisten vermag, kommt dabei mit in Rechnung. Ja zuletzt hat auch die Erfindung des Pulvers, die Herstellung und Handhabung der Flinte einen Anteil an dem Erfolg. Jede Wirkung steht in Abhängigkeit von vielen Bedingungen, die alle in ihrer Weise dazu beitragen, sie zu dem zu machen, was sie ist. Streng genommen ist darum keine kausale Erklärung eines Ereignisses absolut vollständig*). Sie gelingt immer nur um den Preis einer Vereinfachung des komplizierten Thatbestandes. Diese Vereinfachung hat die Naturwissenschaft im Experiment zu einer eigenen Kunst ausgebildet, der sie ihre Erfolge vorzugsweise verdankt.

---

*) Vergl. hierüber J. Reinke, Die Welt als That. 2. Aufl. 1901, S. 52 ff.

Allein in der Wirklichkeit liegen die Verhältnisse niemals so einfach wie im Laboratorium des Chemikers oder Physikers. Wenden wir die wissenschaftlich ermittelten Gesetze auf das wirkliche Geschehen an, so erklären sie immer nur einen Teil desselben. Wir sondern aus einem vielverzweigten Thatbestand gewisse Züge aus, an denen unsere Aufmerksamkeit haftet, aber wir erklären nicht das ganze unübersehbare Geflecht des wirklichen Geschehens. Nichts hindert uns allerdings, die Fäden der Naturgesetze durch den unermeßlichen Weltraum auszuspannen, aber wir verstehen auch nur den Teil des Geschehens, der an diesen Fäden hinläuft, was in den Zwischenräumen dieses Maschennetzes vorgeht, das entzieht sich unserer Erkenntnis. Die Kausalerklärung ist darum immer nur die Erklärung eines Teils des Naturgeschehens; den vollständigen Zusammenhang und den letzten Grund der Dinge erreicht sie nicht. Ob nicht jenseits der Zusammenhänge, die wir so ermitteln, noch eine umfassende Grundbeziehung alles Wirklichen, ein Getragenwerden alles Geschehens durch die wirksame Macht Gottes ihre Stelle hat, das ist eine Frage, welche die Naturforschung weder bejahen noch verneinen kann. Sie vermag nur so viel zu sagen, daß diese Beziehung in ihre Berechnung nicht eingeht*).

Damit verliert aber der Mechanismus, den die Naturforschung als Form des Geschehens zu konstatieren in der Lage ist, sehr viel von seinem Entsetzlichen. Er ist ja nur die harte Schale der Naturvorgänge und sagt uns noch gar nichts über die Inhalte und Zwecke dessen, was in der Natur geschieht. Er gestattet uns festzustellen, welchen Beitrag zu dem künftigen Geschehen die einzelnen Faktoren liefern werden, aber er sagt uns nicht, mit welcher Zusammenordnung von Faktoren wir es im nächsten Augenblick zu thun haben werden. Wir wissen, daß, wenn es im Mai Frost giebt, viele Pflanzen zu Grunde gehen werden; aber wir können darum nicht entscheiden, ob es im einzelnen Fall einen solchen Frost geben wird oder nicht. Wir können an der Hand der Naturgesetze das hinter uns liegende Geschehen als notwendig zu begreifen suchen, aber wir können nicht sagen, was morgen notwendig geschehen muß. Unsere wissenschaftliche Naturerkenntnis umfaßt immer nur einzelne gesetzmäßige Zusammenhänge, niemals das Ganze des „Naturzusammenhangs“, so oft man diesen

*) Vergl. W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften I. 1883. S. 499 ff.

auch wie eine bekannte Größe zu behandeln versucht hat. Die wechselnde Zusammenordnung der wirkenden Faktoren in Natur und Geschichte unterliegt nicht wieder einem uns erkennbaren mechanischen Gesetz. Hier hat auch für die strengste Wissenschaft der Zufall seine Stelle, eben darum aber auch die Fügung Gottes, an die wir als Christen glauben*).

Unsere ganze Kultur ist ein schlagender Beweis dafür, daß der mechanische Zusammenhang in der Natur die Lenkung ihrer Kräfte durch einen intelligenten Willen nicht ausschließt. Kein Naturmechanismus hat offenbar die Menschheit gehindert, ihre äußeren Lebensbedingungen in folgenreicher Weise umzugestalten. Trotz jenem hat sie es fertig gebracht, Wälder zu roden, Sümpfe zu trocknen, Brücken über Ströme zu bauen und Schienenwege durch Berge zu bohren. Ja, die spröde Festigkeit mechanischer Hilfsmittel hat ihr dies erst möglich gemacht. Sind aber ganze Systeme mechanischer Zusammenhänge heute die Bahnen, auf denen der menschliche Wille seine Ziele verfolgt, warum soll der Gedanke widersinnig sein, daß Gott sich des Mechanismus der Natur für die Verwirklichung seiner Zwecke bediene? Was unser zweckvolles Handeln nicht ausschließt, das sollte Gottes absichtsvolles Wirken hindern? Im Gegenteil werden wir schließen, daß dem Herrn der Welt in unumschränkter Weise Verknüpfungen von Ereignissen möglich sind, die das, was Menschen verstehen und bewirken können, weit hinter sich lassen. In diesem Sinne an Wunder zu glauben, kann keine besonnene Naturforschung uns wehren. Wir werden dabei freilich im Wunder keine Aufhebung der Naturgesetze sehen dürfen. So kann nur eine dualistische Denkweise urteilen, welche die Natur äußerlich neben Gott stellt und einen Gegensatz zwischen ihrer gesetzmäßigen Ordnung und dem Willen Gottes statuiert. Wohl aber denken wir das natürliche Geschehen, in dem jedes Element seiner Art gemäß wirkt, einer umfassenderen Ordnung eingegliedert, in welcher Gottes allmächtiger Wille durch sein wirksames Lenken und das Walten seines schöpferischen Geistes die Erfolge und Ziele bestimmt. Darum trauen wir auf Gottes Wundermacht auch da, wo die verstandesmäßige Rechnung keine Möglichkeit der Erfüllung sieht. In übermächtiger Sorge, in unentwirrbarer Bedrängnis, im Angesicht der

*) Vgl. die lesenswerten Ausführungen G. Teichmüllers, Religionsphilosophie, S. 191 ff.

drohenden Todesmacht sprechen wir getrost mit Paul Gerhardt:

„Weg hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht."

Die von der Naturwissenschaft ermittelte Gesetzmäßigkeit des Geschehens lassen wir demnach in ihrem Kreise vollkommen gelten. Aber die Welt, in welcher der Glaube lebt, ist größer als die Welt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Wie Gottes Gedanken höher sind als die Gedanken der Menschen, so sind auch die Möglichkeiten seines weltregierenden Handelns unendlich reicher als die Verknüpfungen von Naturkräften, die wir herzustellen und zu durchschauen vermögen.

Ohne die weitreichende Geltung mechanischer Gesetzmäßigkeit in der Natur zu bestreiten, durften wir doch behaupten, daß sie dem zweckvollen Walten Gottes zugänglich ist und darum für den Glauben an die Vorsehung zum mindesten Raum läßt. Noch viel weniger kann aber die Entwicklungslehre gegen diesen Glauben ins Feld geführt werden.

Gangbaren Übertreibungen gegenüber dürfen wir nicht unterlassen, den Gedanken der Entwicklung vor allem auf sein wirkliches Maß zurückzuführen. Nirgends hat sich auch nur die Spur einer Brücke gezeigt, welche im stande wäre, aus dem Gebiet des unorganischen Daseins in das Reich des organischen Lebens hinüberzuführen. Aber auch eine große einheitliche Entwicklungsreihe, die von den niedrigsten Lebewesen bis zum Menschen — und dem etwa noch zu erwartenden „Übermenschen" — emporführte, ist bis jetzt keineswegs erwiesen. Was sich thatsächlich behaupten läßt, ist nur, daß organische Wesen unter bestimmten Bedingungen eine Umwandlung im Sinne der Höherbildung erfahren. Wie weit diese Entwicklungsfähigkeit trägt, in welchem Umfang sie die Annahme gesonderter Stammformen entbehrlich macht, ist eine offene Frage. Auch über die Faktoren, welche die Entwicklung herbeiführen, ist die Untersuchung noch keineswegs abgeschlossen. Die beherrschende Stellung, welche Darwin dem Kampf ums Dasein dabei angewiesen hatte, ist längst nicht mehr die Ansicht der heutigen Forscher*). Nehmen wir aber an, daß das Gesetz der Entwicklung sehr weit reiche, daß das gesamte organische Leben aus wenigen Grundtypen hervorgegangen sei, so haben wir damit weder den Gedanken einer Erschaffung jener Grundtypen noch den der zweck-

*) Vgl. J. Reinke, Die Welt als That. 2. Aufl. 4. Abschnitt.

vollen Leitung der von ihnen ausgehenden Entwicklung entbehrlich gemacht. Herrscht nämlich in der organischen Welt ein Gesetz aufsteigender Lebensbewegung, so stehen wir damit vor einer Thatsache, die, weit entfernt, religiöse Gedanken auszuschließen, sie erst recht fordert. Als den selbstverständlichen Erfolg blinder, mechanischer Kräfte können wir diese Thatsache nicht ansehen. Nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit wäre zu erwarten, daß das zufällige Zusammentreffen mechanischer Kräfte ebenso sehr Leben und Entwicklung hemmend, wie sie fördernd wirken müßte. Schlägt aber trotzdem die aufwärts führende Bewegung so entschieden vor und durch, wie die Entwicklungslehre annimmt, so stehen wir einem Sachverhalt gegenüber, der den Gedanken eines Plans, dem die Natur gehorcht, einer weltordnenden Intelligenz nicht bloß nahelegt, sondern geradezu aufdrängt. So haben nicht nur Theologen und Philosophen, sondern auch Naturforscher geurteilt. In jedem Falle wäre es thöricht, zu meinen, die ganze reiche und mannigfaltige Einrichtung der Welt damit erklärt zu haben, daß man sagt: „Das hat sich alles in ungeheuer langen Zeiträumen und in fast unmerklichen Schritten von selbst entwickelt." Was sich entwickeln soll, das muß erst einmal als unentfalteter Keim existieren und es muß vom ersten Augenblick seines Daseins an alle die Möglichkeiten der Entfaltung in sich tragen, die später zur Wirklichkeit werden. Es muß ferner, um die Bahn seiner Entwicklungsmöglichkeit zu durchlaufen, Bedingungen finden, welche seine fortschreitende Vervollkommnung begünstigen oder doch nicht hindern. Darum nötigt uns die Annahme der Entwicklung, je weiter wir sie ausdehnen, desto mehr dazu, von der schöpferischen Macht groß zu denken, die alle diese Entwicklungskräfte ins Dasein ruft und an ihr Ziel gelangen läßt. Auch von der Entwicklungslehre gilt darum, was Bacon von der Philosophie gesagt hat, daß nur ihre oberflächliche Erfassung sie als ein Mittel zur Beseitigung des Gottesglaubens erscheinen lassen kann, während ihre gründlichere Erwägung zu einer Neubefestigung desselben dienen muß*).

Am allerwenigsten aber wird es gelingen, den Glauben an Gottes Vorsehung auf dem Gebiet zu entwurzeln, dem er zunächst und zumeist

*) Vergl. zu dieser ganzen Frage: M. Reischle, Christentum und Entwicklungsgedanke 1898 und Wissenschaftliche Entwicklungserforschung und evolutionist. Weltansch. in ihrem Verh. zum Christentum. Zeitschr. für Theol. u. Kirche. XII. Jahrgang. 1902.

angehört, dem Gebiet des persönlichen Lebens und der Geschichte. Den Versuchen, auch hier nur die starre Notwendigkeit des Naturgesetzes wiederfinden zu wollen, dürfen wir nicht bloß den Anblick entgegenhalten, den das geistig-persönliche Leben in seiner freien, an Überraschungen reichen Beweglichkeit darbietet; noch viel bestimmter zeugt unser sittliches Bewußtsein gegen die Leugnung der freien, verantwortlichen Selbstbestimmung und gegen die Herabwürdigung des Menschen zum bloßen Naturwesen. Die Theorien, welche die Grenzlinie zwischen Natur und Persönlichkeit verwischen, haben sich darum auch nie auf die Erfahrung und das in Sitte und Recht niedergelegte Urteil der Völker berufen können, sondern immer nur das unbedachte Vorurteil für sich gehabt, alles Wirkliche müsse den Normen einer naturwissenschaftlichen Universalmethode unterworfen werden*).

Freilich sind wir auch auf diesem höchsten Erfahrungsgebiet nicht im stande, alle persönlichen Erlebnisse und alle geschichtlichen Fügungen an der Hand einer fertigen Theorie, etwa einer abstrakten Vergeltungslehre zu deuten. Allein eine solche Ausrechnung der moralischen Notwendigkeit nach unserer menschlichen Einsicht wäre viel weniger eine Bestätigung des Weltregiments Gottes als ein Einwand gegen seine göttliche Größe. Wohl aber müßten wir unser eigenes Leben mit stumpfen Sinnen zurückgelegt haben, wenn wir darin nie etwas geahnt hätten von Gottes Erziehungswegen und Gnadenführungen. Und niemand wird die Geschichte unseres deutschen Volkes betrachten können, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß Gott ihm vor anderen Völkern heilsame Züchtigungen und reiche Segnungen geschenkt, daß er je und je in Zeiten des Verfalls und der Zerrissenheit ihm Männer erweckt hat, welche die heilsame Reinigung und die ersehnte Einigung gebracht haben.

Die feste Burg des Vorsehungsglaubens ist aber der Ausschnitt aus der Geschichte, der zugleich ihr Mittelpunkt ist, die Geschichte der göttlichen Heilsoffenbarung. Hier allein ist ein dauernder, den Anfechtungen des Lebens standhaltender Glaube an Gottes Vorsehung gepflanzt und fortschreitend befestigt worden. Dies näher zu verfolgen, wird unsere letzte Aufgabe sein.

---

*) Vgl. H. Rickert, die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 1902.

III.

Der Glaube an eine göttliche Weltleitung ist allerdings nicht auf das Gebiet der biblischen Offenbarungsreligion beschränkt. Auch anderwärts finden wir die Überzeugung, daß die Gottheit im stande ist, für das Los ihrer Verehrer etwas zu thun, ihnen Erfolg zu gewähren und Gefahren von ihnen abzuwehren und daß es bestimmte Wege giebt, dieser Begünstigung teilhaftig zu werden. Allein aus dieser Überzeugung fließt doch in den außerchristlichen Religionen meist nur ein schwacher Trost. Gelingt es auch im einzelnen Fall, die Hilfe der Gottheit zu gewinnen, so steht doch diese selbst weder an Macht noch an Treue hoch genug, um ihren Lieblingen ein dauerndes Glück zu verbürgen. So sagt uns zwar der Eingang des homerischen Ilias „Zeus Ratschluß kam zur Vollendung“ (I, 5); aber die Dichtung selbst zeigt uns, wie oft in der Götterversammlung die Meinungen geteilt sind, wie unberechenbar die Mächte des Olymps gegen einander wirken, und zuletzt gesteht uns der Dichter, daß gegenüber der Art, wie Zeus die Lose der Sterblichen mischt, mehr Resignation als Vertrauen am Platze ist:

Duld' es und laß nicht den Kummer dir allzeit nagen am Herzen...
Denn das fruchtet dir nichts, eh' weckst du dir anderes Leiden.
(XXIV, 549. 551.)

In der **tragischen Dichtung der Griechen** ringen ebenso zwei Gedankenströmungen mit einander, der fromme Glaube an das gerechte Walten der Götter und der Widerspruch, den nicht bloß die Göttersage selbst, sondern auch die alltägliche Lebenserfahrung diesem Glauben entgegensetzt. In diesem Kampfe neigt sich der Sieg mehr und mehr auf die Seite des Zweifels. Der überlieferte Glaube wird zwar in stereotypen Wendungen wiederholt, aber das subjektive Pathos steht auf der Seite der bald elegischen bald zornigen Klage über die Verworrenheit des Weltlaufs. Euripides sagt uns, daß doch zuletzt ein unberechenbares Schicksal die einzige Macht sei, die über den Menschen throne. Damit stürzt der Vorsehungsglaube der griechischen Frömmigkeit in sich zusammen.

Höher hat die **antike Philosophie** gestrebt, ohne doch erheblich mehr zu erreichen. In der stoischen Schule bildet der Gedanke der Vorsehung ein Lieblingsthema. Man preist die vernünftige Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit des Weltalls, aber man hat doch große Mühe, sich von der Gerechtigkeit des Schicksals zu überzeugen. Die

Vorsehung bleibt ein bloßer Name für die Notwendigkeit, der sich alle willig oder widerwillig beugen müssen. Zwischen einer religiösen und einer fatalistischen Deutung des Weltlaufs schwankt das Zünglein der Wage hin und her.

Von Seneca besitzen wir ein Gespräch über die Vorsehung*), das uns in das Ringen des Philosophen mit dem Problem des Schicksals einen lehrreichen Einblick gewährt. Seneca zweifelt nicht daran, daß Gott alle Dinge lenkt, er möchte auch an seine Vaterliebe glauben und daran festhalten, daß die Guten ihm befreundet sind. Aber er findet es doch leichter, Gottes Fürsorge für das Ganze als seine Teilnahme für die Einzelnen nachzuweisen. Wenn ein guter Mensch mit einem widrigen Schicksal ringt, so giebt er ihm zunächst den Rat, sich mit der Erhabenheit seines tragischen Heldentums zu trösten, in welchem er die Gottheit selbst übertreffe, an die kein Leiden heranreicht. Aber, als ob er selbst fühlte, daß diese Stimmung nicht auf die Dauer vorhalten könne, fügt er den anderen Rat hinzu, wenn es zum Äußersten komme, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. So endet die Erörterung über die Vorsehung mit einer zweifachen Lösung, von denen eine der anderen und jede dem Vorsehungsglauben widerspricht; entweder trotziger Heroismus, der die Götter zu übertreffen wähnt, oder kleinmütige Verzagtheit, die das Leben, das göttliche Geschenk, als eine ungerechte Zumutung von sich wirft.

Es ist gut, sich den Schiffbruch des auf philosophische Reflexion gegründeten Vorsehungsglaubens in der antiken Welt zu vergegenwärtigen, um die geschichtliche Bedeutung seiner Neubegründung und nachhaltigen Belebung durch das Christentum zu ermessen. Wie anders klingen schon die Zeugnisse der alttestamentlichen Geschichtschreiber und Sänger, wenn sie aus der geschichtlichen Führung ihres Volkes die Gewißheit schöpfen, daß Gott denen, die er erwählt hat, Treue hält, daß er zwar die ungehorsamen Kinder mit dreifacher Rute züchtigt, aber denen, die ihn fürchten, mit tausendfacher Segnung vergilt. Und so stark hier anfänglich Gottes Treue auf das Volksganze und seinen Bestand bezogen wird, so ist es doch den Dichtern der Psalmen keine Frage mehr, ob auch der Einzelne sich göttlicher Leitung getrösten dürfe. Fast alle die Töne, die nachher im Neuen Testament und im christlichen Kirchenlied wieder erklingen, werden schon hier an-

*) Opera ed. Haase I, 3 ff

geschlagen. Paul Gerhardts gewaltiges Lied der Zuversicht hat hier sein Vorbild und sein Thema und in den Dichtern des 23. und des 91. Psalms finden die Sänger aller Nationen, die von Gottes Hirtentreue und dem Schutz des Höchsten gesungen haben, ihre Meister und Reigenführer.

Und doch ist das alles nur das verheißungsvolle Morgenrot des anbrechenden Tags. Wir haben aus dem Munde des Herrn keine Psalmen, welche Gottes Vorsehung preisen und er spricht auch nur selten so von ihr, als ob es notwendig wäre, sie lehrend zu verkündigen; aber wir haben in seiner Person und seinem Heilswerk die große That, in welcher Gott der Menschheit seine Liebe bezeugt und seine erlösende Hilfe werden läßt. Dies prägt sich zunächst schon darin aus, daß Gottes Walten in Jesu Verkündigung so gar nicht wie ein schweres Problem oder wie eine hohe Idee erscheint, die man mit Willensanstrengung erreichen und festhalten muß, sondern wie eine selbstverständliche, unbedingt gewisse Thatsache. Wie Jesus selbst sich vom Vater geliebt weiß, mit ihm vertraut ist und in beständigem Umgang mit ihm lebt, so führt er auch die Menschen, die sich um ihn sammeln, in ein neues, vertrautes und unbedingt gewisses Verhältnis zu Gott ein. Er der Vater, sie die Kinder und aller Friede, Reichtum und Segen, der in solchem Kindesverhältnis liegt, ihr unzweifelhafter Besitz. Was in der Welt geschieht, ist das Werk des himmlischen Vaters. Sonnenschein und Regen sind Gaben, die er austeilt. Den Vögeln des Himmels giebt er ihre Speise. Die Lilien auf dem Felde empfangen von ihm ihr leuchtendes Kleid. Kein Sperling geht zu Grunde ohne seinen Willen. Aber das alles ist nur Bild eines Größeren, der allmächtigen Liebe, mit der Gott seine Kinder bewacht und umgiebt. Aus Gottes Hand erbitten und empfangen sie ihr tägliches Brot. Nichts, was ihr Leben berührt, geschieht von ungefähr; kein Haar von ihrem Haupt geht verloren, ohne daß er es weiß und will. Keine Bitte, die sie aussprechen, verhallt ungehört. In keiner Gefahr, in die sie durch ihren Christenberuf geführt werden, versagt er ihnen seinen Beistand. Die Kleinen, welche die Welt verachtet, sind bei ihm allezeit unvergessen, ihre Engel stehen unablässig vor Gottes Angesicht und vertreten die Gotteskinder am Throne der himmlischen Majestät. So besteht eine ununterbrochene Verbindung der Kenntnis und der Teilnahme zwischen dem Herrn der Welt und dem Ergehen des geringsten Menschenkindes. Diese teilnehmende Liebe ist aber auch

in ihrer Macht unbeschränkt. Alle Dinge sind bei Gott möglich. Keine Not ist zu groß, kein Übel zu weit fortgeschritten; er kann erretten und keine Menschenmacht kann denen schaden, die in seinem Schutze stehen.

Von großen, erschreckenden Katastrophen, wie sie je und je den Glauben an Gottes Weltleitung bedrohen, hat Jesus auch gewußt. Er spricht von einem Blutbad, das Pilatus unter Galiläern angerichtet hat und von 18 Personen, die ein Turm in Siloah erschlug. (Luk. 13, 1—5.) Aber sie geben ihm gar keinen Anlaß dazu, Gottes Weltregierung zu rechtfertigen; er verteidigt nur die unglücklichen Opfer selbst gegen das unbescheidene pharisäische Urteil, als wären sie gerade besondere Sünder gewesen. Gott darüber mit Gründen zu rechtfertigen, das hieße nur etwas Unzweifelhaftes in Zweifel ziehen. Gottes allmächtiges und liebendes Walten in der Welt ist ihm so unmittelbar und unbedingt gewiß, daß er solche Rätsel ruhig zur Seite schiebt und sie auf sich beruhen läßt.

Über das Verhältnis der göttlichen Vorsehung zur gesetzmäßigen Ordnung des Naturlebens hat sich Jesus nie eigens ausgesprochen. Er selbst lebt unverkennbar so ganz in der religiösen Betrachtung der Dinge, daß ihm eine andere Auffassung derselben keinerlei selbständige Bedeutung gewinnt. Es kommt ihm nur darauf an, die irreligiöse Betrachtung auszuschließen, die irgend etwas auf sinnlosen Zufall oder auf die siegreiche Macht gottfeindlicher Bosheit zurückführt. Wir dürfen aber aus dem Wort über die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels schließen, daß ihm das Walten natürlicher Kräfte, denen der Vogel zunächst seine Speise und die Lilie zunächst ihr Kleid und ihr Leben verdankt, mit eingeschlossen ist in das Walten Gottes. Die Natur vollzieht darin Gottes Willen. Aber Gottes Wille geht nicht in der natürlichen Ordnung auf. Ueber dem Weltlauf steht ein vollkommener Gotteswille, der im Himmel verwirklicht ist, während er auf Erden erst zur Verwirklichung kommen soll. Darum sollen Jesu Jünger bitten: Dein Wille geschehe*). Dieser Wille setzt sich durch im Kampf gegen die Mächte des Bösen und des Übels, denen die irdische Weltordnung noch Raum gewährt. Darum hat Jesus seine Thaten der Heilung, insbesondere der Dämonenaus-

*) Vergl. W. Beyschlag, Zur Verständigung über den christlichen Vorsehungsglauben. 1888. S. 26 ff.

treibung als Zeichen des Anbruchs einer höheren Lebensordnung, des Reiches Gottes beurteilt. Die diesseitige Welt ist des Herrn, aber sie ist nicht die endgültige Ordnung der Dinge, auf welche Gottes Wege abzielen. Jesus selbst steht inmitten dieser Welt als der Bürge der höheren Ordnung, die erst werden soll und die nicht ohne ihn kommen wird. Auf dieser doppelseitigen Stellung zur Welt beruht das Befreiende der evangelischen Botschaft. Sie bejaht die Welt, sofern diese die von Gott gegründete und von seinem Willen beherrschte Stätte unserer Lebensentfaltung ist, aber sie verneint auch die Welt, indem sie zu einer vollkommeneren Verwirklichung des heiligen Liebeswillens Gottes aufschauen lehrt. Und wir müssen uns wohl besinnen, ehe wir diesen Idealismus des christlichen Glaubens, diese Sehnsucht des gläubigen Gemüts gegen die freilich viel einfachere, aber auch viel armseligere Vorstellung vertauschen, nach welcher Gottes Wille in der natürlichen Lebensordnung seinen höchsten und bleibenden Ausdruck gefunden hat.

Hätte Jesus nicht mehr gethan, als durch seine Verkündigung den Glauben an Gottes weltregierende Liebe neu begründet, so hätte er uns zwar eine hohe und beseligende Botschaft gebracht, aber er wäre die wirklich überzeugende Begründung dieser Botschaft schuldig geblieben. Den Gedanken der Vorsehung haben auch andere vor ihm erreicht, wenn schon kaum jemand im stande war, ihn unverkürzt aufrecht zu erhalten und ihn zur zweifellosen Grundlage seines Denkens und Handelns zu machen. Jesus hat aber noch ein viel Größeres gethan; er hat diesen Glauben in seinem Tod nicht nur festgehalten, sondern bewährt, und die Macht seines Vaters hat ihn durch Jesu Auferweckung besiegelt.

Das mag zunächst als eine paradoxe Behauptung erscheinen. Ist nicht Jesu Tod vielmehr der Tod jedes Glaubens an eine gerechte göttliche Weltregierung, ein sprechender Beweis dafür, daß auch das edelste Bemühen durch die ungehemmt wütenden Mächte der Bosheit und der Verblendung zermalmt wird, ohne daß eine höhere Hand hindernd dazwischen greift? Und doch muß schon ein besonnenes geschichtliches Urteil dahin lauten, daß in der That Jesu Tod nur der Durchgang zum Sieg seiner Sache gewesen ist. Von seinem Volk verworfen, ist er der Quell des Segens für alle Völker geworden; von der römischen Obrigkeit preisgegeben, hat er ein geistiges Leben geschaffen, das keine Staatsklugheit Roms zu unterdrücken und keine

Bildung der antiken Welt zu widerlegen vermochte; von der Mehrzahl seiner Jünger verlassen, hat er ein Band der Gemeinschaft um die Völker geschlungen, dem an Festigkeit und Innigkeit kein anderes gleichkommt. Liegt nicht darin schon eine Bestätigung seines tiefsinnigen Worts, daß das Weizenkorn, das in die Erde fällt und erstirbt, zu neuem schönerem Leben ersteht? (Joh. 12, 24.)

Aber der Glaube, der an dem Heil, das Christus uns am Kreuze erworben hat, innerlich Anteil gewinnt, der sieht noch mehr in Jesu Tod. Ihm ist es gewiß, daß Gott hier durch allen Widerstand der Menschen hindurch den Ratschluß seiner Liebe zum Ziel geführt und den Grund zu einer neuen Gestalt des Menschenlebens gelegt hat. Ihm ist es nicht zufällig, daß alle Großmächte der Erde, die geistliche Gewalt des Priestertums, die Politik eines Weltreichs, Verfolgung und Tod, die Bosheit der einen, die Kurzsichtigkeit der andern, die Zaghaftigkeit auch der Besten Gottes Absicht nur den Weg bahnen müssen, auf dem sie zu ihrem Ziel schreitet. Er sieht darum in Jesu Tod und Auferstehung den leuchtenden Beweis, daß Gott im Regimente sitzt, daß er scheinbare Niederlagen in Siege wandelt und Leben aus dem Tode schafft. Und nicht bloß, daß es eine Vorsehung giebt, wird ihm hier zur Gewißheit. Jesu Tod zu unserer Versöhnung macht uns diese Vorsehung auch erst zu einem tröstlichen Gedanken. Die Überzeugung, daß es eine Macht giebt, die alles leitet und der niemand entrinnen kann, ist ja gar nicht ohne weiteres eine trostbringende Überzeugung. Sie müßte uns eher erschrecken und ängstigen, wenn wir nicht durch Christum zugleich die Gewißheit empfingen, daß diese göttliche Macht nicht wider uns, sondern für uns ist.

So hat unser Glaube an Gottes Vorsehung zuletzt denselben Grund wie unser Glaube an die Versöhnung. Er entspringt in der Geschichte an demselben Ort, an dem auch das Heil der Welt entschieden wird. Die Wurzeln beider Überzeugungen verschlingen sich aufs innigste mit einander. Wer hier des göttlichen Waltens gewiß geworden ist, der wird es dann auch in vielfachen Erfahrungen des eigenen Lebens und in dem großen Gang der Menschengeschichte wiederfinden. Wer diese entscheidende Quelle verschmäht, dem wird es ergehen, wie es den Dichtern und Denkern der alten Welt gegangen ist; er wird zwischen Ja und Nein hin- und hergeworfen werden. Die Natur wird ihm bald ihr freundliches und bald ihr schreckliches Antlitz zeigen

und die Geschichte wird seine Hoffnung auf den Sieg der Gerechtigkeit bald bestätigen und bald enttäuschen. Nur wer den Mittelpunkt der Geschichte, Christum, ins Auge faßt, der gewinnt einen festen Stand; er erlangt einen Blick für den stillen und oft verborgenen Gang der göttlichen Weltregierung, die er nicht mehr an der Oberfläche der Dinge sucht, und er lernt, froh des Lichtes, das ihm in Christus geschenkt ist, auch die Rätsel des zeitlichen Geschehens in der Hoffnung einer künftigen Lösung tragen.

Wie Gott sein Vorsehungswalten in der Welt bethätigt, ist damit freilich noch nicht erklärt. Das ist im letzten Grund sein Geheimnis, das wir nur ahnen, aber nicht ergründen. Wie er den Glauben daran in uns weckt und großzieht und warum wir diesen Glauben auch gegen die Einwendungen der naturalistischen Denkweise festhalten dürfen, das habe ich Ihnen zu zeigen versucht. Ich glaube darin der Anweisung des Apostels Paulus gefolgt zu sein: Im Glauben wandeln wir und nicht im Schauen (2. Cor. 5, 7). Zum Glauben gehört es, daß man auch Dunkelheiten und scheinbar widersprechende Thatsachen im Vertrauen überwindet. Im Schauen wird auch das Dunkle licht sein. Darum reicht der christliche Vorsehungsglaube der christlichen Hoffnung die Hand. Spricht der Glaube in den Prüfungen dieser Zeit: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht." (2. Cor. 4, 8.) „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen" (Röm. 8, 28), so fügt die Hoffnung hinzu: „Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig." (2. Cor. 4, 17. 18.)

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.


UNIVERSITY OF CHICAGO
48 458 759

